



65

Shootingstar
Tobias Madison schöpft
in der Kunsthalle Zürich
aus dem Leeren. Seite 66

Unter Pfingstlern
Jeanette Wintersons
Buch über ihre liebevolle
Kindheit. Seite 69

Suhrkamp
Die Gesellschafter sind
zerstritten. Geht der
Verlag unter? Seite 71



Worte von rauer Poesie und mit Bedacht gesetzte Klangfarben: Trixie Whitley, 25, singt, als ginge es um ihr Leben. (Groningen, 11. Januar 2013)

Verzweifelt mutig

Das Debüt der amerikanisch-belgischen Rockmusikerin Trixie Whitley verspricht eine grosse Karriere. Wenn sie die Abgründe meidet, die ihren Vater Chris Whitley umbrachten. Von Bänz Friedli

Allein steht sie im Kegel eines Scheinwerfers, dem sie den Rücken zuwendet, und klammert sich an ihre Gibson. Doch es scheint, als zuckte sie in ihren Händen, als würde die Musikerin von der Gitarre gerüttelt, nicht umgekehrt. Und wie sie, bloss schwarzer Schattenriss im Gegenlicht, nun vornübergebeugt an die Rampe tritt, wie sie die Saiten jaulen lässt und dann «I need your love» ins Mikrofon füstelt, ist es für Augenblicke, als stünde nicht sie, sondern ihr Vater auf der Bühne des abgewetzten Theatersaals: Chris Whitley, der grosse texanische Songwriter, dessen Dasein ein einziges langsames Sterben war.

Dieselbe Körperhaltung, dieselbe Hingabe, dieselbe Stimme. Doch hier singt Trixie Whitley, die Tochter, 25-jährig. Sie kann nicht anders. Seit der frühen PJ Harvey vor nahezu zwanzig Jahren, dünkt einen, habe man keine derart erschütternde junge Rocksängerin gehört, keine, die so weise und doch so unverbraucht klang, so ent-rückt, so gegenwärtig. Hier ringt eine darum, mit ihrer schwierigen Jugend ins Reine zu kommen. Trixie Whitley singt um ihr Leben. Die Umstehenden in Groningen «Stadsschouwburg», einem einst stolzen Renaissance-Opernhaus, zeigen sich unberührt. Wie jeden Januar sind Tausende Medienleute und Konzertveranstalter – gealterte Berufs-jugendliche meist mit Rossschwanz

und Bierbauch – in die niederländische Kleinstadt gereist, um sich am Festival «Eurosonic» im Halbstundentakt die Auftritte junger Talente anzusehen und sich dabei professionell gelangweilt zu geben.

Trixie Whitley hat es geahnt. «Der kreative Prozess ist ein einsamer, und wenn ich einen Song schreibe, entspringt dies ja nicht dem Bedürfnis, Leute zu unterhalten», sagte sie am Nachmittag in einem nahen Hotel. «Trägst du die Musik dann hinaus und gibst dein Innerstes preis, sind viele nicht bereit, sich darauf einzulassen. Manche Menschen haben in der Auseinandersetzung mit sich selbst noch nicht mal an der Oberfläche gekratzt – wie wollten sie sich der Verletzlichkeit anderer aussetzen?»

Kindheit in Tourbussen

Verständnis fürs desinteressierte Publikum? Das mag gar abgeklärt klingen für eine junge Frau, aber Trixie Whitley ist keine gewöhnliche junge Frau. «Ich habe mich nie richtig jung gefühlt», sagt sie und hält eine Tasse Grüntee mit beiden Händen fest. «Ich muss mich selber oft daran erinnern, wie jung ich noch bin, und mir erlauben, alles etwas leichter zu nehmen.»

Die Mutter Belgierin, der Vater ein Weltenbummler. 1991 kürt die mächtige Zeitschrift «Rolling Stone» sein Album «Living With the Law» zur Platte des Jahres, drei Jahre später lässt Musikgigant Sony ihn fallen. Trixie verbringt die ersten Jahre in den USA,

oft in Motels und Tourbussen, als Dreijährige schon drängt sie zu ihrem Dad auf die Bühne. Nach der Trennung der Eltern zieht sie mit der Mutter nach Belgien, muss Flämisch lernen; bereits mit sechs fliegt sie mehrmals allein nach New York zum Vater. «In Belgien war ich die Aussenseiterin, die Amerikanerin, die auf Rollschuhen zur Schule kam.» Als Elfjährige tourt sie mit einer Tanz- und Theatertruppe durch halb Europa, mit siebzehn zieht sie nach Brooklyn, allein. «Wer eine solche Jugend hat, wird rasch erwachsen.» Schlagzeugerin, DJ, Gitarristin, Pianistin ist sie, tobt sich in Electro und Jazz aus. Kaum zwanzig, wird sie Leadsängerin der Gruppe Black Dub, welcher Grössen wie Daniel Lanois angehören.

Jetzt veröffentlicht sie ihr Solodebüt, «Fourth Corner», und man hört dem Album an, welch reiche Bühnenerfahrung Trixie Whitley schon hat. Eine gereifte Musik jenseits der Stile, Worte von rauer Poesie, ein Sound von ungeheurer Tiefe, der auf jegliche Mätzchen verzichtet. Knöcherner, zeitloser Blues, mit Bedacht gesetzte Klangfarben: finstere Gitarren, afrikanische Harmonien, die Fünfontleiter des indonesischen Gamelan. Über allem eine Stimme, die jede menschliche Regung auslotet. In einer einzigen Silbe schlenkert Whitley vom Gurgeln ins Greinen, vom Wispern ins Wüten. Nie aber wirken die Volten aufgesetzt. Es ist lange her, dass die Rockwelt einen solch bewegenden Erstling gehört hat.



Chris Whitley, Tochter Trixie. (etwa 1994)

Er handelt von Liebe, Einsamkeit und Trost. «Ich wollte Frieden mit meiner Geschichte schliessen», sagt die Musikerin. «Das Album soll zeigen, dass alles zusammenhängt, einander bedingt: Zorn und Liebe, Alleinsein und Gemeinschaft, Verzweiflung und Trost.» Sagt's und meint auch das Streunen, die Süchte des Vaters, sein Straucheln, den frühen Tod 2005.

Indianische Vorfahren

«Meine Eltern waren rebellisch, aber ich denke nie, meine Kindheit hätte anders sein sollen. Die Art, wie ich aufwuchs, nährte meinen Geist und bereicherte meine Seele. Es war unmöglich, wie die anderen Jugendlichen zu sein – bei all dem Ungewöhnlichen, das ich erlebte. Doch dies zu beklagen, wäre heuchlerisch, denn das Besondere meiner Jugend macht mich gerade aus.» Auf Französisch fügt die Vielsprachige an: «Non, je ne regrette rien.»

Noch keine geschliffene Nichtssagerin ist sie. Sie spricht über ihre Ängste, schweift ab, scherzt über ihren Förderer Daniel Lanois, von dem sie sich mit «Fourth Corner» emanzipiert. «Der wird so gekränkt sein, weil ich das Album nicht mit ihm aufgenommen habe, dass er es ganz bestimmt nie anhört.» Sie ringt nach Worten, spricht in Ellipsen. «Ich bin ... wie soll ich sagen ... Ich weiss, es klingt albern, aber ... Maybe, I don't know ... Vermutlich bin ich nicht zum ersten Mal auf der Welt.

► Fortsetzung Seite 66



Hier entsteht ein Kunstwerk: Die Installation «No» von Tobias Madison und Emanuel Rossetti aus dem Jahr 2012.

Tobias Madison

Kooperativ

Der 1985 in Basel geborene Tobias Madison zeigt nach Ausstellungen im Kunstverein München, im Swiss Institute in New York und im Haus Konstruktiv Zürich nun in der Kunsthalle Zürich neue Arbeiten («No; No; H», bis 24. 3.). Wie alle seine Projekte sind auch diese in Kooperation mit Freunden und anderen Künstlern entstanden. Die Ausstellung wird durch Veranstaltungen in der Longstreet-Bar und im Kino bzw. Buchladen AP News ergänzt. (olo.) www.kunsthallezurich.ch

Projekt mit offenem Ende

Tobias Madison zählt zu den Shootingstars der Schweizer Kunstszene. Die Kunsthalle Zürich zeigt seine neuesten Arbeiten – die erst im Laufe der Ausstellung fertig werden. Von Nadine Olonetzky

An der Vernissage ist die Ausstellung «radikal unfertig». So sagt es Tobias Madison programmatisch im Vorfeld der Eröffnung. Was man zu Beginn zu sehen bekommt, ist betonte Leere. Sie zeigt sich zum Beispiel so: Die Installation «No» (2013) besteht aus Kartonschachteln, die aus dem indischen, thailändischen oder chinesischen Familienclans betriebenen Lebensmittelhandel stammen; jede ist mit einer Lampe bestückt. Nun glimmen die leeren Früchtekisten wie exotische Lampions, leuchten aus sich selbst heraus, als beherbergten sie ein Versprechen. «Die Kisten», sagt Madison, «sind wie Modelle für die Off-Spaces in der Kunst.» Madison geht es nicht nur darum, über soziale Strukturen, wie es der familiär organisierte Früchtehandel ist, sondern auch über das Kunstsystem selbst nachzudenken.

Das Bild des Künstlers als singulär wirkendes Genie verneint er. Lieber verwirklicht er seine Arbeiten in den verschiedensten Rollen: als Kurator des Ausstellungsraums «New Jersey» in Basel, als Verleger des 2005 gegründeten «Used Future»-Verlags, als Mitbetreiber des Kinos und Buchladens AP News in Zürich und in Kooperation mit Freunden und anderen Künstlerinnen und Künstlern. Wenn man so will, handelt es sich bei seinem Schaffen um eine Form von Beuyscher So-

zialer Plastik, erweitert durch die Underground-Klubkultur, die nun auch Teil der Ausstellung ist. «Kenntnisse der Underground-Kultur können ein anderes Verständnis ermöglichen», sagt Madison, der an der Zürcher Hochschule der Künste ZHdK Fotografie studiert hat, doch solle man auch ohne dieses Wissen Zugang zu seinen Arbeiten finden können.

Alles ist «anti Bild»

Tobias Madison arbeitet heute mit Skulptur oder Installation, computergenerierter Malerei («Untitled», 2012), mit Video («Feedback», 2012) oder Text. Doch fast alles ist «anti Bild», wie er sagt. Will heissen: Es soll sich einer klaren Definition entziehen, schon am nächsten Tag wieder infrage gestellt werden können, prozesshaft bleiben. Wohl firmiert die Ausstellung, die fortwährend ergänzt und verändert wird, nun unter seinem Namen, aber sie lebt von Kooperationen: mit dem Künstler Emanuel Rossetti, dem Plakatgestalter und DJ Mathis Altmann, mit den Mitgliedern des Klubprojekts «House of

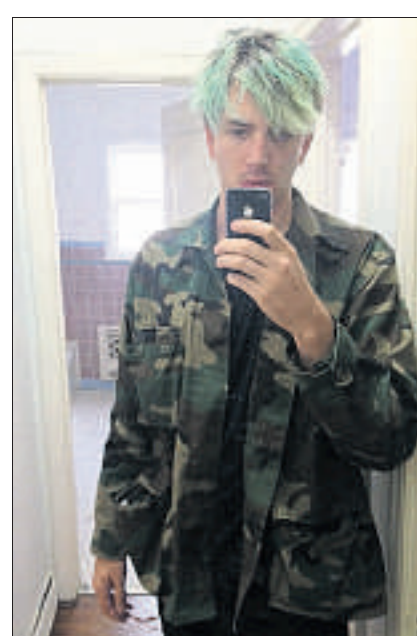
«Das Kunstsystem ist auf Schlüssigkeit angelegt», sagt Madison. Ihm ist die Verweigerung der Definition wichtig.

Mixed Emotions H.O.M.E.), die in der Zürcher Longstreet-Bar ein zur Ausstellung gehörendes Musikprogramm realisieren. Und sie wird von einem Filmprogramm im Kino «AP News» begleitet. Madison ist Teil eines Clans.

Um eine Verbindung zu den Aussenstationen herzustellen, placierte Madison die Arbeit «Booby Trap» (2013) in den Räumen der Kunsthalle. Es sind die 1:1-Grundrisse von Longstreet-Bar und AP News, aus Armierungseisen nachgebaut. Doch sind diese Skulpturen wirklich «Sprengfallen», wie der Titel suggeriert: harmlos anzuschauen, aber lebensgefährlich, wenn man sie berührt? Was soll hier explodieren? Ein altbackenes Kunstverständnis vielleicht, das sich überraschenderweise in den schönen, hellen Räumen verbirgt?

Der Newsletter, den Madison während der Dauer der Ausstellung verfasst, wird vermutlich keine klaren Hinweise liefern. Er funktioniert zwar als Magazin, als Zusammenführung dessen, was räumlich getrennt ist, doch wohl auch als Störmanöver. Denn: Wie die experimentelle, nur online verfügbare Musik, die im Rahmen der Klubnächte in der Longstreet-Bar gespielt wird und die laut Madison so «hyperreferenziell ist, dass sie referenzlos wird», so reich an Verweisen auf die Kunst und gleichzeitig so losgelöst und auf sich selbst verweisend soll seine Arbeit sein. «Sie soll schweben.»

Schwer greifbar ist tatsächlich, worum es in der Ausstellung geht. Um



Tobias Madison (2. November 2012)

Kunst als Form von Forschung? Als Ausdruck sozialer Beziehungen? Um Kunst über Kunst? «Das Kunstsystem ist auf Schlüssigkeit angelegt», sagt Madison und betont, wie wichtig ihm die Verweigerung der Definition ist. In den USA wird das Trademark-konforme Sprechen über die eigene Arbeit bereits an den Schulen gedrillt.

Über das System hinaus

Madison verfolgt dagegen ein «konstantes Loslösen von den Kunstparametern». Doch mit seinem Video «MELT white-copper» (2013) bewegt er sich bereits zu Beginn der Ausstellung in schönster Minimal-Art- oder Konzeptkunst-Tradition: Der Film, der die Decke und Lampen der Kunsthalle zeigt, wird in den ersten drei Wochen der Ausstellung als Beleuchtung eingesetzt, die Aufmerksamkeit wird subtil auf die Grundbedingungen des Ausstellens, auf Raum und Licht, gelenkt; die Katze beisst sich in den Schwanz.

Ob Tobias Madisons Arbeiten Erkenntnisse ermöglichen, die über das Kunstsystem hinausreichen, wird sich weisen. Mit den leuchtenden Früchtekisten ein so komplexes und voller individueller Dramen und Hoffnungen steckendes Phänomen wie den globalen Handel analysieren zu wollen, mag etwas hoch gegriffen sein. Aber die Kartons erinnern zumindest an ferne Länder, an improvisiertes Wohnen, an ein Leben voller offener Türen. Das ist ein Anfang.

ANZEIGE

A family affair since 1908

WALDHAUS SILS

Geschichte und gelebte Gegenwart in einem sehr persönlich geführten Hotel mit 5 Sternen, aber ohne Star-Allüren.

Wintersaison:
14. Dezember bis 7. April 2013

Skippass inkl. à CHF 25.-
pro Person/ab 2. Tag!



CH-7514 Sils-Maria (Engadin)
081 838 51 00, www.waldhaus-sils.ch
Familien Dietrich & Kienberger *****

Verzweifelt ...

◀ Fortsetzung von Seite 65

Ich war kein normales Kind, hatte immer schon das Gefühl, dass ich Dinge mittrage, die nichts mit meinem jetzigen Leben zu tun haben.»

Mädchenhaft rank ist sie, hat sich das kurze, blondierte Haar hinter das Ohr gestrichen. Ein spitzes, blasses Gesicht. Und mittendrin diese fragenden braunen Augen. Es sind die Augen des Vaters. Chris Whitleys Leben war Selbstmord auf Raten, seine Songs waren offene Wunden. Ein Zerrissener, von Zweifeln zerfressen. Vom Musikbusiness hurtig emporgehoben, rasch aussortiert. Sein Gesicht dasjenige eines aufgeschreckten Fuchses, ängstlich und angriffig zugleich. Ein Getriebener war er, unterwegs zwischen Houston, New York, Brüssel, New Orleans und Dresden – Stationen, die dem Rastlosen Rast boten, aber nie ein Zuhause. Wenn man ihn nach der Heimat fragte, hellte sein Gesicht sich für Sekundenbruchteile auf. In einer Bar in Winterthur war's, Whitley hatte Bier um Bier getrunken, sich zu der Zigarette in sei-

ner Linken und derjenigen, die am Aschenbecher glimmte, hastig eine dritte angezündet. «Heimat?» Das einzige Lächeln des Abends huschte über sein Gesicht, und er sagte mit sanfter Stimme: «Home is where my daughter is.» Nur bei der Tochter hat er sich je daheim gefühlt.

Als man es ihr erzählt, wischt Trixie Whitley sich eine Träne weg. Und noch eine. Sie setzt zum Sprechen an: «Oh, wow ...», verstummt, sagt schliesslich: «Schmerzhaft, das zu hören. Aber es zeigt, wie stark unsere Verbindung war.» Sie war des Haltlosen letzter Halt, pflegte ihn bis zuletzt. «Er starb in meinen Armen.» Ein Hohn, dass ihn der Lungenkrebs dahintraffe, denn Nikotin war das mindeste der Gifte, die er seinem Körper zumutete. Suff, Heroin, Entzug – Rückfälle. «Er war ein wunderbarer Mensch», sagt die Tochter, «aber auch so gequält, so selbstzerstörerisch. Und wenn du als Kind nie weisst, welche Seite deines Vaters zum Vorschein kommt ...» Sie nippt an ihrem Tee. «Ich muss mich von der Vergangenheit lösen, möchte nicht für den Rest meines Lebens «Chris Whitleys Tochter» sein. Meine Mutter hat mich geerdet, sie ist mein

Fels, von ihr habe ich diesen riesigen Überlebensinstinkt. Dad war ...», und sie sagt es liebevoll: «... ein bisschen schwächer.» Vom Stamm der Cherokee stammte er ab, Trixies Mutter von osteuropäischen Zigeunern. «Als Kind hardete ich damit», sagt die Tochter, «ich spürte all die Kulturen in mir, aber ich konnte meinen belgischen Schulkameraden nicht erklären, was es bedeutete, in New York geboren zu sein, indische Tanten, schwarze amerikanische Grossonkel und Verwandte in Mexiko zu haben.»

Am Abend, im Bühnengleissen, soult sie mit ihrer Altstimme: «Ich lerne zu überleben mit dem starken Blut in meinen Adern», und es ist, als hielte sie sich am eigenen Singen, am Song fest. «Strong Blood» heisst er, so hat sie auch das eigene Plattenlabel ge-

Sie war des Haltlosen letzter Halt, pflegte ihren Vater Chris Whitley bis zuletzt. «Er starb in meinen Armen.»

tauf, nachdem ihr bei Sony Music dasselbe widerfahren war wie einst dem Vater: Eine fertiggestellte CD wurde nie veröffentlicht.

«Wenn ich mich so ganz allein auf der Bühne exponiere, kommt diese Dunkelheit über mich, weil all das so sehr mit Vater zusammenhängt», hat sie am Nachmittag gesagt, «weil ich mit ihm auf Tour aufwuchs, in schäbigen Kleintransportern, in düsteren Splunken, wo er vor ein paar Dutzend Leuten spielte, denen seine Musik scheissegal war, und danach war er niedergeschlagen. Aber ich kämpfte dagegen an. Denn ich habe auch diese andere Seite, die Liebe zur Bühne, die Lust an Tanz, Schauspiel, Gesang. Ich muss einfach schauen, dass ich nicht in seine Fussstapfen gerate.»

Chris Whitleys Blues war ein untröstlicher, der Blues seiner Tochter Trixie ist sein eigener Tröster. Man hört ihr zu und wünscht sich, ihre Karriere möge nicht wie die des Vaters zur Hatz werden. Denn man hofft leise, sie habe von ihm nur das Genie, nicht aber den Wahn geerbt.

Trixie Whitley: Fourth Corner. Unday/Namskeio.